

Maxim Biller
Sechs Koffer
Roman

Kiepenheuer & Witsch

1.

Vor der Flucht

An einem heißen, viel zu heißen Tag im Mai 1965 stand mein Vater noch früher auf als sonst. Er hatte bis nachts um vier gearbeitet – *Schwejk*, jetzt schon der letzte Teil, der ihm nicht mehr so gut gefiel wie die ersten drei –, dann hatte er zwei Acylpyrin genommen und sich mit schrecklichen Kopfschmerzen auf die schöne neue West-Couch im Arbeitszimmer gelegt, um uns drei im anderen Zimmer nicht zu wecken. Als er zwei Stunden später aufwachte, dachte er, er hätte nur für ein paar Sekunden die Augen zugemacht. Das Licht draußen war anders als sonst, gelb, fast orange. Es hatte für ein paar Minuten kurz und heftig geregnet, aber der Himmel wurde trotzdem nicht dunkel, und hinterher leuchtete die sonderbare Morgensonne fast rot ins Zimmer hinein und überzog den Schreibtisch und die Schreibmaschine, die Manuskriptblätter und die beiden aufgeschlagenen Bände seines tschechisch-russischen Wörterbuchs mit einem zarten, blutigen Schimmer.

Während mein Vater überlegte, ob er noch schnell den Rest des Kapitels zu Ende übersetzen sollte, bevor meine Mutter, meine Schwester und ich aufstehen würden, fuhr er mit den Fingerspitzen zufrieden über den rauen und leicht kratzenden dänischen Stoff, mit

dem die teure, neue Couch bezogen war. Er und meine Mutter liebten diese Couch. Sie hatten sie bei Tuzex in der Ondříčkova von dem Vorschuss bezahlt, den er vom Verlag für die *Schwejk*-Übersetzung bekommen hatte, und mit dem Rest des Geldes hatte er für Onkel Dima in der Kleiderabteilung zwei Anzüge, Hemden, einen Trenchcoat, ein paar hellbraune Budapester-Schuhe und einen kleinen, schwarz-weiß karierten Fedora-Hut gekauft. Meine Mutter war dagegen gewesen, aber sie hatte wie so oft auf ihre vornehme, arrogante Art geschwiegen. Darum hatte mein Vater schließlich leise zu ihr gesagt: »Fünf Jahre Pankrác, Rada, verstehst du, was das heißt? Er wird sich über die neuen Sachen freuen ...« Und dann hatte er plötzlich gebrüllt: »Ja, Scheiße, natürlich soll er sich über sie freuen! Die Mode ändert sich, überall, sogar in unserem beschissenen kommunistischen Land!« Aber sie hatte immer noch nichts gesagt, und er wusste genau, was sie dachte – dass Onkel Dima selbst daran schuld war, wenn er ins Gefängnis musste, und dass fünf Jahre nicht genug waren für das, was er vielleicht wirklich getan hatte.

Erst als mein Vater – von seinem kurzen Schlaf noch völlig benommen – sich wieder an den Schreibtisch setzte, merkte er, dass die Kopfschmerzen nicht weg waren. Er tippte einen Satz, dann noch einen, dann zog er das Blatt aus der Schreibmaschine, warf es in den Papierkorb und spannte langsam ein neues ein. Er kriegte fast immer Kopfschmerzen, wenn er zu

viel arbeitete, aber diesmal hatten sie bestimmt auch mit dem armenischen Cognac zu tun, den er gestern Abend mit Natalia Gelernter im Café Slavia getrunken hatte. Er trank eigentlich nie, doch sie hatte ihn überredet, und jedes Mal, wenn sie anstießen, hatte Natalia nicht »Zum Wohl!« oder »Le chajim!« ausgerufen, sondern: »Auf den dummen, lieben Dima, dem wir beide alles verzeihen!« Dabei füllten sich ihre großen schwarzen Augen mit einem kalten, grauen Gift – so kamen meinem Vater jedenfalls ihre schnellen Tränen vor, aber vielleicht täuschte er sich auch.

Als er dann um Mitternacht nach Hause gekommen war, hatten wir alle zum Glück schon geschlafen, und er konnte gleich wieder im Arbeitszimmer verschwinden. Meine Schwester und ich lagen in unserem Bett Kopf an Fuß, Fuß an Kopf wie Dame und Bube auf einer Spielkarte, und wir atmeten noch leiser als meine Mutter, die schräg auf der für die Nacht ausgeklappten Wohnzimmerecouch mit offenen Augen lag, aber auch fest schlief.

Die roten Morgenstrahlen krochen jetzt immer schneller über den Schreibtisch und das kaputte, unebene Vorkriegsparkett, und nachdem mein Vater ihnen eine Weile hinterhergeschaut hatte, versuchte er wieder ein paar Sätze zu schreiben, aber er kam wieder nicht weiter. Wie sagte man auf Russisch »fauliger Geruch« – aber so, dass es komisch klang? Der »faulige Geruch«, über den sich Schwejk lustig machte, stammte von

einem Massengrab, in dem ein paar Dutzend gefallene österreichische Soldaten lagen, und weil die anderen Soldaten, die überlebt hatten, keine Kraft hatten, das große Erdloch anständig mit Erde zuzuschütten, guckten sogar ein paar Arme und Beine heraus. Wie konnte man über so etwas lachen? Oder sollte man es gerade tun? So grausam konnten nur diese verdammten Tschechen sein. Sollte vielleicht Dima über seine fünf Jahre in Pankrác lachen? Sollten sie beide über den Tod ihres armen Vaters lachen, ihres geliebten, strengen und meistens viel zu großzügigen Taten?

»Papa, bringst du mich heute in die Schule? Oder Jelena? Ich will nicht, dass sie mich bringt. Ich muss immer ihre Hand nehmen. Als wäre ich noch ganz klein.«

Er drehte sich um, und hinter ihm, in der nur einen Spalt weit geöffneten Tür, stand ich in meinem neuen, noch viel zu großen, blau gestreiften Pyjama, den mir Onkel Wladimir aus Brasilien geschickt hatte. Ich sah für meine sechs Jahre oft viel zu erwachsen aus, so wie jetzt auch. Ich hatte dieses ernste, dunkle, fast orientalische Gesicht, das sie alle in der Familie hatten – sein Vater, den sie immer auf Jiddisch Tate genannt hatten, aber auch er selbst und seine drei Brüder Dima, Wladimir und Lev. Die Kinder im Riegerpark und auf der Straße sagten oft zu mir, ich sei ein Zigeunerkind, und das erzählte ich immer sehr ernst zu Hause weiter, und angeblich machte es mir nichts aus, aber keiner glaubte mir.

»Ich weiß nicht, ob ich es heute schaffe, dich in die Vlkova zu fahren«, sagte mein Vater. »Ich muss noch ein ganzes Kapitel zu Ende übersetzen, und dann muss ich zum Verlag und alles abgeben. Und später muss ich noch Onkel Dima abholen.«

»Jelena sagt, Onkel Dima hat den Taten umgebracht«, sagte ich. »Stimmt das?«

Er schwieg. Dann sagte er: »Natürlich nicht. Hat sie das wirklich gesagt?«

»Nein«, sagte ich. »Das habe ich erfunden.«

»Warum hast du das erfunden?«

»Weil ich das glaube.«

»Und wieso glaubst du das?«

»Weil Onkel Dima im Gefängnis sitzt. Und weil ich sonst kein Kind kenne, dessen Onkel im Gefängnis sitzt. Und weil man doch immer nur ins Gefängnis kommt, wenn man jemanden tot gemacht hat. Oder nicht?«

Mein Vater schwieg und dachte darüber nach, was ich gerade gesagt hatte. Was, fragte er sich, soll aus diesem Kind werden, wenn es erwachsen ist? Warum stellt sich der Junge die Welt immer so dunkel und hässlich vor?

»Holst du Onkel Dima im Gefängnis ab?«, sagte ich. »Was macht ihr zusammen? Müsst ihr arbeiten? Oder geht ihr in der Stromovka spazieren? Papa ...«

»Ja?«

»Können wir ihn dann auch sehen – oder muss er wieder ins Gefängnis zurück?«

»Weißt du was, du kleiner Chochem? Wenn du mich jetzt noch ein bisschen arbeiten lässt, schaffe ich es vielleicht, dich in die Schule zu fahren. In Ordnung?«

»Hast du schon mal jemanden umgebracht, Papa? Onkel Lev und Onkel Wladimir haben bestimmt jemanden umgebracht, sie waren doch in der Roten Armee.«

»So, genug, es reicht«, sagte mein Vater. »Geh sofort wieder ins Bett zurück. Ich will in den nächsten zwei Stunden nichts mehr von dir hören.« Er beugte sich müde über das Manuskript und begann noch einmal über die Sache mit dem »fauligen Geruch« nachzudenken, und als er sich kurz wieder umdrehte und ich immer noch hinter ihm in der Tür stand, schrie er plötzlich wie von Sinnen: »Raus! Raus!«, und ich verschwand endlich.

Dima hatte über Čedok einen Urlaub in Albanien gebucht, aber er wollte bei der Zwischenlandung in Belgrad die Reisegruppe heimlich verlassen und, statt nach Tirana, illegal nach Westberlin weiterfliegen, wo ihr gemeinsamer Bruder Lev seit Jahren lebte. Das wusste aber leider nicht nur Dima, das wusste von ihm selbst halb Prag, weil er schon Monate vorher anfang, seinen Freunden und Bekannten alles zu verkaufen, was er nicht mitnehmen konnte: seine russische Bibliothek, die ihm der Tante – genauso wie meinem Vater – jahrelang Buch für Buch mit der Post aus

Moskau geschickt hatte, Möbel, Teppiche und sogar die Apparate aus seinem kleinen, privaten chemischen Labor, in dem er noch einmal die Erfindungen aus dem Metallurgischen Institut testete, die er später mit Levs Hilfe im Westen verkaufen wollte. Irgendwann wussten dann auch die Leute vom Innenministerium über Dimas Pläne Bescheid, und die Einzigen, die wahrscheinlich keine Ahnung gehabt hatten, waren mein Vater und Natalia Gelernter, seine eigene Frau. Natalia war deshalb natürlich sehr böse auf ihn. Als sie und mein Vater Dima nach seiner Verhaftung am Flughafen von Ruzyně das erste Mal im Gefängnis besuchen durften, sagte sie, ohne ihn zu begrüßen oder zu umarmen, leise: »Wolltest du wirklich ohne mich gehen, Dima? Ich dachte, wir wären eine Familie.« Und während er sich noch mit diesem traurigen, leicht beschränkten Dima-Gesichtsausdruck eine Antwort zurechtlegte, sagte sie laut: »Du Idiot hast neu-lich in Bratislava nicht aufgepasst, wir werden bald zu dritt sein.« Dann gab sie ihm eine Ohrfeige, und die beiden kleinen, blonden Aufseher, zwischen denen er stand, lachten gelangweilt und führten Dima gleich wieder ab.

Draußen fing es plötzlich wieder an zu regnen. Es wurde innerhalb weniger Augenblicke dunkel, das ver-rückte rote Licht verschwand aus dem Zimmer und aus den Winkeln der riesigen, alten Kastenfenster, und die Fassaden der gegenüberliegenden Häuser in der Laubova färbten sich jäh grau, fast schwarz. Mein

Vater merkte erst jetzt, dass die Schreibtischlampe seit heute Nacht immer noch brannte, und er machte sie aus. Dann saß er da, reglos und nach vorn gebeugt wie der Jan Hus vom Altstädter Ring, in diesem erstaunlich warmen, silbrigen Morgenzwielicht, und dachte über seinen dummen, älteren Bruder nach.

War er auch böse auf ihn? Manchmal ja – aber meistens nicht. Als er noch selbst mit Natalia zusammen war, in Leningrad, wo sie gemeinsam an der Schdanow-Universität studiert hatten, da wollten sie beide auch in den Westen fliehen, aber sie hatten natürlich nie zu jemand anderem ein Wort darüber gesagt. Später in Prag wollten sie es immer noch, aber dort hatten sie sich schon bald getrennt. Und als dann Natalia Dima geheiratet hatte, standen mein Vater und sie kurz allein nebeneinander auf der Treppe vor dem großen, alten Standesamt in Smíchov, sie rauchten und schwiegen, und irgendwann sagte mein Vater zu ihr: »Vielleicht schaffst du es ja mit ihm.« Sie sagte: »Ja, vielleicht. Du darfst ihm aber nie sagen, was wir vorhatten. Das wäre traurig für ihn.« Und mein Vater sagte: »Du aber auch nicht.« Danach hatten sie nie wieder miteinander über ihren großen West-Traum geredet.

»Arbeitest du immer noch? Oder arbeitest du schon wieder?«

Jetzt war es meine Mutter, die hinter meinem Vater in der Tür seines Arbeitszimmers stand. Sie war bereits angezogen – kurzes rotes Kleid, grüner Plastikgürtel mit einer riesigen Schnalle, die schwarzen Haare nach

oben toupiert wie die Schauspielerinnen aus der Viola Bar –, und er wusste sofort, dass sie auch Kopfschmerzen hatte. Immer wenn sie Kopfschmerzen hatte, sah sie besonders gut aus, ihre wie von Fremund gezeichneten, geschwungenen Gesichtszüge entspannten sich noch mehr, und der Blick ihrer sonst immer so ernsten, dunkelblauen Augen klarte auf.

»Warum machst du die Lampe nicht an? Reichen dir sieben Dioptrien nicht?«, sagte sie.

»Wie würdest du auf Russisch ›fauliger Geruch‹ sagen?«, sagte mein Vater. »Aber so, dass man lachen muss.«

»Ich weiß es nicht«, sagte sie, »ich bin noch müde. Ich habe Jelena ihre Zöpfe geflochten, aber sie schläft noch. Das Frühstück steht auf dem Tisch, und die Kleider für die beiden habe ich auch rausgelegt. Ich muss heute schon um halb acht im Institut sein. Kommt ihr mit Dima zuerst zu uns?«

Mein Vater nickte.

Sie machte die Tür von draußen leise und vorsichtig zu, dann machte sie sie aber wieder auf und sagte: »Du weißt, wie du bist. Also hör auf, darüber nachzudenken, sonst bist du noch in drei Tagen mit der Stelle beschäftigt. Vielleicht habe ich heute Abend eine Idee. Oder ist es dann zu spät?« Die Tür ging zu, ging wieder auf, und meine Mutter sagte: »Oder frag nachher deinen lächerlichen Bruder. Ihr habt doch früher zusammen übersetzt.« Mein Vater schwieg. »Du musst keine Angst haben. Ich werde nett zu ihm sein.« Er schwieg

immer noch. »War es gestern Abend schön mit Natalia?«, sagte sie überraschend böse und kalt und schloss endgültig die Tür hinter sich.

Wahrscheinlich, dachte mein Vater, während er wie ein trotziges Kind ein paar Mal die Schreibtischlampe an- und wieder ausmachte, haben sie Dima in Pankrác etwas unterschreiben lassen. Nein, ganz bestimmt sogar, und bestimmt hatte er ihnen alles erzählt, was sie wissen wollten. Die Frage war nur, ob sie schon vorher von den Geschäften des Taten gewusst hatten, und wenn ja, von wem. Es konnte ihn schließlich jeder verraten haben, dem der Tate alte amerikanische Nähmaschinen oder französisches Parfum besorgt hatte, jeder, der ihm noch Geld schuldete oder der einfach nur wütend war auf diesen freundlichen, stillen Juden aus Ruthenien, weil der es schaffte, für seine Familie besser zu sorgen als die meisten Russen. Nein, als der Tate in Moskau verhaftet wurde, war Dima selbst noch frei und mit seinen unmöglichen Fluchtplänen beschäftigt, und darum konnte er es gar nicht gewesen sein! Aber dass meine Mutter das dachte – obwohl sie es natürlich nie aussprach –, machte meinen Vater trotzdem sehr wütend. Noch wütender machte ihn, dass Dima und er und wir in einer Welt leben mussten, in der jemand wegen ein paar schwarz verdienter Dollars gehängt wurde.

»Papa, ich will fünf Löffel Zucker in den Tee, aber Jelena sagt, ich darf nur drei.«

»Fünf Löffel Zucker? Da kann er ja gleich Bonbons zum Frühstück essen!«

»Warum nicht? Warum eigentlich nicht?«

»Weil dir dann schon mit zehn Jahren wie einem alten Mann die Zähne ausfallen würden.«

»So wie dir gestern die beiden Schneidezähne auf einmal?«

»Das ist etwas anderes, du kleiner Idiot!«

Wir standen nebeneinander in der Tür, meine Schwester und ich, wir hatten uns selbst angezogen und sahen so niedlich und hübsch aus wie die tschechischen Filmkinder aus den Barrandov-Studios. Meine Mutter hatte letztes Jahr sogar überlegt, ob sie uns nicht zu den Probeaufnahmen von *Ferne Welten*, *ferne Länder* schicken sollte, aber dann hatte mein Vater zu ihr gesagt, nein, auf keinen Fall, er wolle keine eingebildeten Kinder, die schlecht in der Schule sind, und das war es gewesen. Insgeheim waren sie aber beide sicher, dass wir sofort die beiden Hauptrollen bekommen hätten, wenn wir es nur gewollt hätten.

»Wisst ihr eigentlich, wie sehr ihr mir manchmal auf die Nerven geht?«, sagte mein Vater ernst, fast so, als wolle er uns nicht ausschimpfen, sondern uns nur etwas sehr Wichtiges erklären. »Wisst ihr, wie schwer es ist, in diesem Haus zu arbeiten und Geld für euch alle zu verdienen?«

Wir machten beide erschrocken einen Schritt zurück, denn wir rechneten damit, dass er gleich wieder losschreien würde. Aber er blieb ruhig und sagte: »Jelena, du bringst heute deinen Bruder in die Vlkova! Ich kann nicht, ich muss noch arbeiten. Und wenn

er verdammt noch mal deine Hand nicht halten will, dann soll er es eben nicht. Lass ihn. Es ist seine Sache, ob er unter einem Auto landet oder nicht!«

»Ja, Papa«, sagte Jelena grinsend.

»Ja, Papa«, sagte ich traurig.

»Wir sehen uns heute Nachmittag«, sagte mein Vater. »Onkel Dima kommt heute von seiner großen Reise zurück.«

Jetzt grinsten wir beide, dann knallten wir die Tür des Arbeitszimmers viel zu laut zu und rannten laut lachend in die Küche.

Als Dima im Sommer 1960 am Flughafen in Ruzyně verhaftet wurde, fanden die StB-Leute sieben Hundert-Dollar-Scheine bei ihm, die er in zwei leeren Orwo-Filmdosen versteckt hatte. Das wusste mein Vater von Natalia, und die wusste es von Dima, den sie in den letzten fünf Jahren fast jede Woche besucht hatte, so oft wie niemand sonst. Jedenfalls hatte mein Vater immer gedacht, dass Dima ihr die Geschichte mit den Dollars bei einer ihrer vielen kurzen, traurigen Begegnungen in dem grell erleuchteten, immer zu kalten Besucherraum in Pankrác erzählt haben musste. Dann legte sie aber gestern Abend im Café Slavia nach dem vierten oder fünften Cognac die Hand auf seine Hand und sagte: »Die verdammten Dollars eures Vaters! Ich hab nie verstanden, warum er sie jahrelang aus Moskau nach Prag zu euch rausschmuggeln durfte, warum der StB nie etwas dagegen gemacht hat. Ohne seine Dollars hätten sie Dima vielleicht gar nicht einsperren

können.« Mein Vater nahm die Flasche, schenkte ihr und sich noch mal ein und sagte: »Woher weißt du, Natalia, dass der StB jahrelang davon wusste?« Sie sah ihn erschrocken an – sehr erschrocken – und sagte unsicher: »Die wissen doch alles, oder nicht?«

Mein Vater machte wieder ein paar Mal ganz schnell und nervös die Schreibtischlampe an und aus, bis es plötzlich einen lauten, scharfen Knall gab und die Glühbirne durchbrannte. »Scheiße«, sagte er leise. »Ach, Scheiße ...« Er überlegte kurz, ob er aufstehen und in der Küche eine neue Glühbirne holen sollte, aber dann hätte er uns noch mal gesehen, und das wollte er nicht, denn er wusste genau, dass er uns sofort wegen irgendeiner Kleinigkeit angebrüllt hätte, so wie er uns oder unsere Mutter immer anbrüllen musste, wenn er an den Tod seines Vaters dachte.

Warum war er nicht schon gestern darauf gekommen? Und warum hatte er nicht Natalia ihren Cognac ins Gesicht gekippt, als sie ihn so unverschämt und schlecht angelogen hatte? Wieso hatte er sie stattdessen zum Abschied auch noch wie früher geküsst? Wirklich, Natalia, wissen »die« alles? Oder wissen sie es nur, weil es ihnen einer von uns erzählt hat? Ja, natürlich, sie war es gewesen, die den StB-Leuten seit Jahren alles über die verbotenen Geschäfte des Taten erzählte, nicht Dima, und bestimmt traf sie sich regelmäßig mit einem von ihnen in der Bartolomějská oder in einer von ihren vielen Geheimwohnungen! Denn wie sonst hätte sie, obwohl sie nicht einmal in der Partei war, so

schnell Dozentin an der FAMU und stellvertretende Vorsitzende des Filmverbandes werden können? Ach, Natalia, dachte mein Vater, während er sich wieder völlig erschöpft auf das schöne, neue Sofa legte und mit Wladimirs alter russischer Militärdecke zudeckte, dich hasst also Rada dafür, dass du ständig so laut auf die Kommunisten schimpfst? Ausgerechnet dich? Oder hat sie bloß schon immer gespürt, dass du eine Lügnerin bist? Und ich dachte, es ist ihre ewige Eifersucht.

Seine Augen fielen plötzlich wie von selbst zu, und als er merkte, dass er bald wieder einschlafen würde, öffnete er sie schnell und sah sich in seinem geliebten Arbeitszimmer um. Es lag wegen des Regens und der vielen Wolken draußen immer noch halb im Dunkeln, aber er konnte trotzdem alles genau erkennen. Hier, zwischen den unzähligen Wörterbüchern, Manuskriptstapeln, den beiden großen Frauenporträts von Fremund und seiner kleinen Menorasammlung auf dem alten dunkelgrünen Kachelofen, verbrachte er immer mindestens zwölf, vierzehn Stunden am Tag – also den größten und wahrscheinlich auch interessantesten Teil seines Lebens. Wer hätte gedacht, dass er jemals so ein schönes, großes Arbeitszimmer im besten Viertel der wunderbarsten Stadt Europas haben würde? Wieso war ihm das nie vorher klar geworden? Und warum machte es ihn trotzdem nicht besonders glücklich?

Als nach dem Krieg Lev und Wladimir aus Moskau nach Prag gingen – alle vier Brüder wuchsen in

einem einzigen Zimmer in einer riesigen Komunalka am Puschkin-Platz auf –, waren Dima und er, ihre beiden jüngeren Brüder, sehr neidisch auf sie. Zwei Jahre später durften sie endlich nachkommen, aber kaum waren sie da, zogen Lev und Wladimir weiter in Richtung Westen, der eine nach Westberlin, der andere bis nach Brasilien. Mein Vater selbst war in dieser Zeit bereits wieder in Russland, in Leningrad, mit Natalia, und studierte Geschichte. Aber dann wurde er aus der Partei rausgeworfen und musste in die Tschechoslowakei zurück, und jetzt also lebte und arbeitete er hier, in diesem Zimmer, in dieser Stadt, seit fast zwanzig Jahren. Nein, er war nicht Historiker geworden, obwohl er das schon als altkluger, humorloser Zehnjähriger in Russland sein wollte. Er wurde Übersetzer und Dolmetscher, und das war eigentlich noch viel besser, denn so verdiente er sehr viel mehr Geld und konnte die wichtigsten Schriftsteller und Regisseure des Landes kennenlernen. Und trotzdem fragte er sich fast jeden Tag, wann Dima und er den beiden älteren Brüdern weiter nach Westen folgen würden und ob das überhaupt klug wäre. Der arme Dima hatte es allein versucht, ohne ihn, auf seine kindische, hilflose Art, und wahrscheinlich musste er ihm nächstes Mal helfen, damit es wirklich klappte.

Verflucht, wie sagte man auf Russisch »fauliger Gestank« – aber so, dass es witzig klang? Und warum fiel ihm noch immer nichts Gutes ein? Meine Mutter hatte recht: Er musste endlich aufhören, sich darüber

den Kopf zu zerbrechen, sonst würde er gar nicht mehr weiterkommen, und er sollte vielleicht wirklich nachher Dima fragen. Sie hatten schließlich am Anfang ihrer Prager Zeit immer sehr viel zusammen gearbeitet – Maschinenbaupläne, Chemietabellen, militärische Berichte –, und Dima war gar nicht so schlecht gewesen. Aber irgendwann ging er zum Metallurgischen Institut, und dann wurde er eingesperrt. Ja, gut, in Ordnung, er würde ihn fragen, dachte mein Vater, während er sich das harte Sofakissen so zurechtlegte, damit es ihn nicht mehr im Nacken drückte. Er machte die Augen zu und zwang sich, ruhig und langsam zu atmen, und kaum war ihm das halbwegs gelungen, merkte er wieder die Migräne. Der Schmerz lähmte jetzt seine ganze rechte Kopfhälfte – natürlich, er war ja Linkshänder –, ihm war übel, und die Beine und Arme fühlten sich so an, als würden sie langsam verbrennen.

Er versuchte, die Augen zu öffnen, aber er schaffte es nur ganz kurz, für wenige Sekunden. Er machte sie noch mal auf, doch sie klappten gleich wieder zu, und bevor er endgültig einschlief, dachte mein müder, trauriger Vater: Komisch, eben war es noch so dunkel in meinem tollen Arbeitszimmer, und jetzt versinkt hier alles in einer Fontäne aus hellem, grellrot schimmerndem Blut.

Meine Eltern sprachen schon immer Russisch miteinander – und mit meiner Schwester und mir auch.

Tschechisch konnten sie natürlich auch, aber nicht so gut wie Jelena und ich, und wir schämten uns oft für ihren russischen Akzent. Wir beide durften zwar miteinander Tschechisch reden, aber nie mit ihnen, und wenn wir ein russisches Wort nicht wussten, mussten wir sie danach fragen oder das, was wir sagen wollten, auf Russisch umschreiben. Darum konnten wir immer ganz gut Russisch – Jelena spricht es bis heute perfekt –, und wahrscheinlich lernten wir darum auch nach unserer Flucht aus der Tschechoslowakei nach Deutschland im Sommer 1970 so schnell Deutsch.

Als wir an dem heißen, viel zu heißen Maitag 1965, an dem es immer wieder kurz und heftig regnete, von der Schule nach Hause kamen, sangen Jelena und ich sehr laut und sehr schön ein berühmtes tschechisches Lagerfeuer-Lied. Es ging um Apachen und Manitu und ihren Kampf gegen die Weißen, und natürlich starben sie am Ende alle, aber sie starben als Helden und stolze Indianer. Jelena hatte das Lied im Sommer davor im Zeltlager in Česká Lípa gelernt, und sie hatte es mir beigebracht. Wir können beide das Lied bis heute, und manchmal, wenn wir telefonieren – sie ist in London, ich bin in Berlin –, singen wir zusammen die ersten ein, zwei Strophen und lachen, und ich muss dann immer an diesen Nachmittag denken, an dem Dima nach Hause kam.

Kaum hatte Jelena mit ihrem Schlüssel die Wohnungstür aufgeschlossen, hörten wir auch schon die Stimmen der Erwachsenen aus dem Wohnzimmer.

Wir verstummten sofort. Erst hörten wir meinen Vater, der erstaunlich freundlich und gut gelaunt etwas auf Russisch erzählte. Dann hörten wir eine andere männliche Stimme, die fast genauso wie die unseres Vaters klang, aber ein bisschen höher und unsicherer war. Dann sagte wieder mein Vater etwas, dann redete – auch auf Russisch – Tante Natalia, dann wieder mein Vater. Und plötzlich lachten alle, und am längsten und lautesten war das Lachen meiner Mutter zu hören.

Meine Schwester und ich schauten uns ernst und viel zu erwachsen an. Wir verzogen beide erstaunt das Gesicht und legten langsam unsere Schultaschen auf den Boden, direkt unter die Garderobe, wo ein heller Trenchcoat und ein kleiner kariertes Hut hingen, die wir noch nie vorher gesehen hatten. Und bevor wir dann endlich ins Wohnzimmer liefen, sagte ich auf Tschechisch leise zu ihr: »Ich glaube, Jelenka, Onkel Dima hat doch den Taten umgebracht. Glaubst du das auch?«

2.

Prager Depressionen

Am Abend, bevor Onkel Dima nach fast fünf Jahren aus dem Gefängnis entlassen wurde, ging mein Vater mit Natalia Gelernter ins Café Slavia. Sie waren seit ihrer Trennung noch nie wirklich allein gewesen – das kurze, freundliche Gespräch auf der Treppe des Standesamtes in Smíchov, das sie im Winter 1958 bei Natalias und Dimas Hochzeit geführt hatten, hatte niemand mitbekommen –, und meine Mutter hatte es meinem Vater nur deshalb erlaubt, weil er ihr versprochen hatte, höchstens eine Stunde im Slavia zu bleiben.

Jetzt war es Viertel vor zehn, er war immer noch nicht zurück, und sie hoffte, er würde sich noch mehr verspäten, damit sie schon schlief und er nicht sehen konnte, dass sie geweint hatte. Eigentlich weinte sie fast nie, aber heute war es ihr gleich zweimal passiert. Das erste Mal, nachdem Mirek Scheinpflug sie morgens um kurz nach sieben in seinem neuen, noch nach Fabrik und Putzmitteln riechenden Škoda geküsst hatte. Und das zweite Mal, als sie nach der Arbeit endlich wieder zu Hause war und im Badezimmerspiegel lange ihr gemeines, hässliches Betrügerinnengesicht angeschaut hatte.

Mirek Scheinpflug – Ingenieur Scheinpflug, wie

ihn die meisten im Institut nannten – war ein großgewachsener, ernster, aber auch lächerlicher Mann, den sie noch nie ohne eine Zigarette gesehen hatte. Er hatte volles graues Haar, das ihm tief in die Stirn wuchs, ein graues und ein grünes Auge, und er trug wie die meisten tschechischen Männer nie einen Hut. Dafür hatte er auch bei der größten Hitze immer einen von seinen alten Vorkriegsansätzen an – breite Haifisch-Revers, zwei Knopfreihen, oft Nadelstreifen und weite, hoch sitzende Hosen. Er wartete fast jeden Morgen an der letzten Straßenbahnhaltestelle in Zlíchov auf sie, damit sie, wie er sagte, nicht zu einem Fremden ins Auto steigen oder mit dem Bus zum Institut nach Malá Chuchle rausfahren musste. Und wenn er krank war oder auf einer seiner häufigen Dienstreisen in der Sowjetunion, in Polen oder in der DDR, fragte er sie hinterher immer, ob sie ohne ihn gut zurecht gekommen sei, so als ob sie und er verheiratet wären. »Ich?«, sagte sie jedes Mal wieder erstaunt, und er sagte: »Ja, liebe Rada, natürlich, wer sonst?«

Mirek war doppelt so alt wie meine Mutter – vielleicht sogar noch etwas älter –, aber das war ihm egal. Wann immer er konnte, hielt er ihr im Institut die Tür auf, und er zwinkerte ihr bei Sitzungen viel zu auffällig zu. Einmal hatte er sogar wie einer von den Aserbaid-schanern früher auf dem Tischinska-Markt in Moskau mit seiner Zunge etwas gemacht, wovon ihr zuerst einfach nur schlecht wurde – aber später, wenn sie sich daran erinnerte, liefen ihr zwei kleine Schauer die bei-

den Beine hinauf, dann wurde aus ihnen ein großer Schauer, und sie musste schnell an etwas anderes denken. Als er sie heute Morgen geküsst hatte, waren die beiden kleinen Schauer sofort auch wieder da gewesen. Doch bevor sie weiter hochwandern konnten, drehte sie sich von ihm weg, sie rüttelte zwei-, dreimal hilflos am Griff der schweren Autotür, worauf Mirek sich mit seinem langen Körper über sie beugte und für sie die Tür aufstieß. Und während meine Mutter schnell und ohne sich umzusehen über den großen baumlosen Institutsvorplatz zu der Baracke ging, in der ihr Büro war, rief er ihr hinterher: »Um neun habe ich ein Treffen mit den Planungsleuten von Mähren und Schlesien, Rada, aber danach habe ich Zeit. Kommen Sie bitte bei mir vorbei. Ich muss Ihnen etwas sehr Wichtiges zeigen!« Da standen bereits die ersten Tränen in ihren Augen, und als er zum Schluss auch noch einen leisen, gemeinen Pfiff ausstieß, liefen sie sofort über ihre Wangen, und sie musste sie schnell wegwischen und sich später im Büro neu schminken.

Wahrscheinlich, dachte sie jetzt, würde es bald vorübergehen. Das konnte man doch, so etwas passierte ständig, wenn Männer und Frauen zusammenarbeiteten, und man brauchte nur ein bisschen Willen, damit man nicht in echte Schwierigkeiten geriet. Sie richtete sich im Bett auf – das Bett war die ausgeklappte Wohnzimmercouch, auf der sie und mein Vater in Prag immer schliefen – und sah zu mir und

meiner Schwester herüber. Ja, das Leben war auch so schon schwer genug, dachte sie, da musste man sich nicht auch noch selbst Dinge aufbürden, die keiner brauchte. Ihr fiel die Stelle in Michail Kusmins Tagebuch ein, das sie gerade las, da ging es ja genau darum, und während sie weiter mich und meine Schwester anschaute, ihre beiden Schätze und Sargnägel, suchte sie tastend auf dem Fußboden neben der Couch und auf dem Nachttisch nach dem Buch.

Ich hatte im Schlaf den Kopf auf die Schulter meiner Schwester gelegt – und mein rechtes Bein, das nicht zugedeckt war, lag auf ihrem Bauch. Ein Glück, dachte meine Mutter, dass dieses kleine, halbnackte Kinderbein jetzt nicht auf ihrem Bauch lag, das hätte sie keine Sekunde ausgehalten. Sie hielt es in Wahrheit aber auch schon nicht aus, dass wir beide überhaupt im gleichen Zimmer wie mein Vater und sie schliefen. Darum musste sie jede Nacht ihre Tabletten – eine halbe Algina und zwei Hysteps – nehmen. Und darum kam es ihr schon lange so vor, als kenne sie das Wort »Liebe« und alles, was damit zusammenhing, fast nur noch aus den Büchern von Kusmin, Mandelstam und Achmatowa – und jetzt auch ein bisschen aus Mirek Scheinpflugs neuem Škoda.

Sie betrachtete kurz wütend mein kleines, strenges, vielleicht etwas zu jüdisches Gesicht und wunderte sich, dass sie es in der Dunkelheit so gut sah. Das Gesicht meiner Schwester konnte sie dagegen im nächtlichen Zwielflicht des Wohnzimmers – sie hatte vor ein paar

Minuten den Fernseher ausgemacht, und es war nur noch die kleine, rote Leselampe an – kaum erkennen. Sie sah bloß den riesigen schwarzen Haarkranz, der den langen Mädchenkopf auf dem großen, weißen Kissen umrahmte, und als ihr einfiel, dass sie morgen früh um sechs bestimmt eine halbe Stunde damit verbringen würde, diese unendlich vielen, widerspenstigen Haare zu bürsten und zu einem dicken Zopf zu flechten, wurde ihre Laune immer schlechter.

Dann fiel ihr auch noch ein, dass mein Vater nun schon seit Stunden mit Natalia im Café Slavia saß. Sie stellte sich sein strenges, schönes, ebenfalls etwas zu jüdisches Gesicht vor, das das Gesicht eines Filmschauspielers hätte sein können, sie dachte daran, dass er und Natalia damals in Leningrad nur deshalb nicht geheiratet hatten, weil Natalia ihm in letzter Sekunde gestanden hatte, dass sie nie Kinder wollte – und bevor meine Mutter jetzt noch böser, noch eifersüchtiger und trauriger werden konnte, bekam sie endlich Kusmins Tagebuch zu fassen, das die ganze Zeit neben ihr gelegen hatte, vergraben zwischen den Decken.

Sie fand die Stelle, die sie suchte, sofort. »Wer ist frei? Niemand ist frei«, schrieb Michail Kusmin, der die Männer liebte, obwohl er es nicht wollte, und trotzdem schon vor fünfzig Jahren keine Angst gehabt hatte, davon in seinen Geschichten und Gedichten zu erzählen. »Wer hat keine Bürden? Jeder Mensch. Selbst die Steine, die Gewässer der Erde, Tiere, Männer, Kinder – alle haben eine Last zu tragen.« Ja, dachte sie,

aber was hatte es für einen Sinn? Und waren bloß die schrecklichen Dinge sinnlos, oder auch die schönen?

Als mein Vater, der seit seinem Partei- und Universitätsausschluss nur noch als Tourist und immer nur für wenige Tage in die Sowjetunion einreisen durfte, meine Mutter gleich bei ihrer dritten oder vierten Verabredung gefragt hatte, ob sie zu ihm nach Prag kommen und ihn heiraten wollte, hatte sie sofort Ja gesagt. Wäre der pessimistische Optimist Kusmin damit einverstanden gewesen? Sie saßen in Moskau, im Restaurant Aragwi in der Twerskaja-Straße, mein Vater wischte sich mit der weißen Stoffserviette verlegen und zufrieden die fettigen Wangen und die vollen, fast himbeerroten Lippen ab, und sie dachte, Prag, das war ja fast schon der Westen, das waren die verrückt teuren, festen Baťa-Schuhe, das waren die freundlichen Lehren von Comenius, das war eine der schönsten und herrlichsten Universitäten Europas. Das waren, dachte sie weiter, eben nicht die ewig gehorsamen, opferbereiten Russen und ihre hässlichen, grauen, sackartigen Mäntel und Pullover, und dann sah sie sich auch schon in einem kurzen blauen Sommerkleid über die berühmte Prager Karlsbrücke laufen, selbstbewusst lächelnd, mit einem wie gemalten Glitzern und Funkeln in den Augen.

Das blaue Sommerkleid hatte sie sich, kaum war sie in Prag angekommen, sofort bei Tuzex gekauft, und noch am gleichen Tag ging sie allein in die Stadt und zur Karlsbrücke. Sie ging zuerst langsam und später

immer schneller an den großen schwarzen Heiligen vorbei, die sie von beiden Seiten der Brücke ernst und allwissend anschauten, so wie sie jeden seit dreihundert Jahren anschauten, und plötzlich merkte sie, dass sie immer noch der traurigste Mensch der Welt war – und dass kein Kleid und kein neues Land daran etwas ändern konnten. Das war, als hätte sie da schon in ihre Zukunft geschaut, lange bevor sie meine Schwester und mich bekommen hatte, bevor sie ganze Samstage und Sonntage damit verbrachte, Borschtsch, Schtschi, Pelmeni für die ganze Woche vorzukochen, bevor sie jeden Tag fast zwei Stunden nach Malá Chuchle rausfahren musste und zwei Stunden wieder zurück, bevor sie von einer Migräne in die nächste taumelte – und bevor ihr klar wurde, dass mein Vater und seine drei Brüder und ihr Vater davon besessen waren, so zu tun, als gäbe es den Kommunismus nicht, mit ihren ketzerischen Witzen, mit ihren Geschäften, mit ihren ständigen, lebensgefährlichen Bemerkungen über Stalin, Chruschtschow und Gottwald.

Alle haben eine Last zu tragen, dachte sie nun, in ihrem Bett in der Laubova, aber man musste es ja nicht übertreiben und es sich selbst noch schwerer machen. Dann klappte sie Kusmins Tagebuch zu, inzwischen schon ganz müde und durcheinander von ihren Tabletten, und machte die kleine rote Nachttischlampe aus.

In Mirek Scheinpflugs Büro roch es wie immer nach frischem Kaffee, Zigaretten und seinen schrecklichen

lilafarbenen Topfblumen, die er mehrmals am Tag goss. Auch als meine Mutter an diesem Morgen reingekommen war – genau um halb zehn, wie er gesagt hatte –, stand eine volle Tasse mit heißem Kaffee vor ihm. Sie hatte nicht angeklopft, das musste sie bei ihm nie, und als sie langsam die Tür öffnete, hob er ebenfalls langsam den Kopf und schloss eine grüne Hauspost-Mappe. Er zog mit geschlossenen Augen an der Zigarette, die zwischen seinen Lippen hing, legte sie vorsichtig auf den Rand eines riesigen, vollen Glasaschenbeckers, und die dünne, zitternde Rauchspirale, die von der Zigarette aufstieg, löste sich erst unter der niedrigen Barackendecke in ein weißes Wölkchen auf.

»Ich habe einen Freund im Außenministerium«, sagte Mirek statt einer Begrüßung, »der mir manchmal sehr interessante Artikel aus der westlichen Presse schickt.« Er öffnete wieder die grüne Mappe und nahm einen langen, schmalen, in der Mitte gefalteten Zeitungsausschnitt heraus. Das Papier war auffällig edel und weiß, und sie erkannte von Weitem eine englische Überschrift. »Sie können sich vorstellen«, fuhr er fort, »wie gefährlich so etwas ist, Rada. Aber was wäre das für ein Leben, wenn wir alle unsere Neugier unterdrücken würden, nicht wahr? Das tun die da oben schließlich auch nicht. Hätten sie sonst ihre Ohren und Augen überall?«

Meine Mutter lächelte falsch, obwohl sie nie falsch lächelte, und sah Mirek so abwesend an, als sei er gar nicht da. Er nahm wieder die Zigarette, zog zwei-

dreimal mit einem unangenehm lauten, saugenden Geräusch daran, dann fuhr er sich wie ein frecher Zwanzigjähriger durch die vollen grauen Haare und sagte: »Hat es Ihnen vorhin gefallen?«

Sie lächelte wieder – nicht sofort, aber auch nicht zu spät –, und plötzlich war etwas anders. Als ihr klar wurde, dass diesmal ihre Augen mitlächelten, senkte sie schnell den Blick und betrachtete – Finger für Finger – ihre wie immer russisch perfekt manikürten Hände mit den dunkelrot lackierten Fingernägeln.

Mirek faltete den Ausschnitt auseinander, las kurz für sich, was dort stand, legte ihn wieder zusammen und schob ihn zurück in die Mappe. Dann sagte er: »Sie haben sehr interessante Verwandte, Rada – sogar die New York Herald Tribune schreibt über sie. Wussten Sie eigentlich, wer alles dagegen war, dass Ihr Schwiegervater hingerichtet wird?«

»Wie bitte?«, sagte meine Mutter so überrascht, dass es ihr selbst unangenehm war.

»Eleanor Roosevelt«, sagte Mirek mit einem anerkennenden, unangenehmen Schnaufen. »Arthur Rubinstein, Bertrand Russell, John Wayne, Senator Jim McFerguson. Und noch ein paar andere Amerikaner, von denen ich nie gehört habe. Sie alle haben an den Kreml einen Brief geschickt und seine Begnadigung gefordert.«

»Wirklich?«

»Ich vermute, dass es keinen Sinn hatte«, sagte Mirek.

»Nein«, sagte sie, »leider nicht ...«

Danach schwiegen sie beide eine Weile und guckten sich einfach nur an. Mirek hatte meiner Mutter nicht wie sonst einen Kaffee angeboten. Er wollte nicht, dass sie eine Zigarette mit ihm rauchte, und er fragte sie auch nicht, ob sie sich setzen möchte. Als sie seinem Blick nicht mehr standhalten konnte und erneut auf ihre Hände herunterschaute, sagte er: »Machen Sie sich keine Sorgen, Rada. Ich verstehe, dass Sie bei Ihrer Bewerbung niemandem im Institut von Ihrem kriminellen Schwiegervater erzählt haben. Wer nicht in der Partei ist, so wie Sie, kann keine dunklen Stellen in seiner Kaderakte brauchen. Von mir« – er machte wieder diese Sache mit der Zunge wie neulich, und wieder wurde ihr davon nur ein bisschen schlecht – »erfährt keiner etwas. Aber wenn Sie wollen, nehme ich Sie heute nicht nur nach Zlíchov mit, sondern bis in die Stadt. Sollen wir vielleicht noch im Café Slavia einen Wein trinken?«

»Das weiß ich noch nicht«, sagte meine Mutter erschrocken und stellte sich vor, wie sie mit Mirek ins Café Slavia reinkam, wo mein Vater bestimmt mit Natalia an dem schönen, großen Tisch hinter dem Flügel saß. »Mein Mann ist heute Abend nicht da, und meine Kinder warten.«

»Ich würde an Ihrer Stelle nicht Nein sagen«, sagte Mirek. »Verstehen Sie?«

»Wie bitte?«, sagte sie.

»Ihr armer Schwiegervater«, sagte Mirek und steckte sich eine neue Zigarette an. »Wissen Sie, was

in der New York Herald Tribune noch steht? Dass es zuerst nur zehn Jahre waren und dass er das Todesurteil rückwirkend gekriegt hat, zusammen mit achtzehn anderen armen Kerlen. Und wissen Sie, warum das so war? Weil damals einfach zu viele in Russland heimlich Devisen getauscht und ihre kleinen jüdischen Geschäfte gemacht haben. Sozialismus durch Abschreckung? Ich weiß nicht ...«

Normalerweise redete nur meine Schwester im Schlaf, aber diesmal redeten wir beide gleichzeitig, und davon wurde meine Mutter, kaum hatte sie die Augen zuge-
macht, sofort wieder wach. Jelena erzählte wie immer eine Geschichte, in der sie selbst vorkam – heute war sie die jüngste Kosmonautin aller Zeiten –, und ich sagte ständig: »Nein, Onkel Dima, nein, das ist meine Decke.« Dabei seufzte ich tief und unglücklich.

Meine Mutter sah im Dunkeln auf ihre kleine russische Armbanduhr, deren winzige, phosphoreszierende römische Zahlen nur noch ganz schwach leuchteten – Viertel vor zwölf. Wirklich, hatte sie schon fast zwei Stunden geschlafen? Sie tastete links neben sich das Bett ab, wo sonst immer mein Vater lag, aber sein Platz war leer. Ein Glück, dachte sie, und sie wünschte sich sogar ganz kurz, dass er heute Abend Natalia küsste – aber bitte nicht mehr! –, damit sie sich selbst wegen Mireks Kuss nicht mehr schämen musste. Sie schloss wieder die Augen, sie spürte, wie sie erneut langsam und sorglos von ihrer kleinen chemischen

Wolke davongetragen wurde – und dann wurde sie noch wütender als vorhin.

Wofür hasste sie Natalia eigentlich am meisten? Dass sie und mein Vater einander einmal so nah gewesen waren wie heute sie und er? Wer sagte, dass die beiden sich nicht sogar noch besser verstanden hatten? Immerhin wollte er mit Natalia damals in Lenin-grad, als sie noch ein Paar waren, in den Westen gehen, jedenfalls hatte er das einmal wütend zu meiner Mutter gesagt, nachdem sie erklärt hatte, sie würde nicht mit ihm fliehen, denn sie habe, so hatte sie dann auch noch eiskalt und fast drohend hinzugefügt, seinetwegen ihr geliebtes Moskau verlassen – und einmal ein Land zu wechseln sei für sie genug!

Aber vielleicht hasste sie Natalia gar nicht. Vielleicht fand sie es einfach nur peinlich und lächerlich, dass Natalia Dima geheiratet hatte, weil sie seinen jüngeren, klügeren und schöneren Bruder nicht haben konnte. Doch, und wie sie sie hasste! Sie hasste die eingebil-dete, unsichere, ehrgeizige Natalia dafür, dass sie noch viel offener und abfälliger über die Partei redete als mein Vater und seine Brüder, so als wollte sie sie damit beeindrucken. Und ganz besonders hasste sie Natalia dafür, wie sie aussah – für ihren großen, schlanken Körper, für die kleinen Brüste, für diese Hüften, die wahrscheinlich noch in eine Mädchen-Blue-Jeans passten, für ihre langen, glatten, rotblonden Haare, die sie immer so selbstbewusst offen trug wie die jungen Frauen aus London, die man manchmal im Mladý

svět sah – kein Haarspray, keine künstlichen Haarteile à la Arbat, kein Moskauer Chic, den sich meine Mutter bis heute nicht ganz abgewöhnt hatte.

Am schlimmsten war es aber für meine Mutter, dass Natalia immer wieder versuchte, ihr zu zeigen, was für eine schlechte Jüdin sie war. Als sie im Dezember zu dritt beim Purimball im großen alten Gemeindesaal in der Kaprova waren, hatte Natalia ihr zuerst, ohne dass sie sie darum gebeten hätte, lange erklärt, was an Purim gefeiert wurde. Sie hatte ihr die Geschichte von Haman und Ester wie ein Märchen für Fünfjährige erzählt, langsam, mit einer hohen, übertrieben geduldigen Stimme, mit der man sonst nur mit Kindern und Idioten redete, und schließlich hatte sie zu ihr gesagt: »Aber was wir an Pessach feiern, das weißt du schon, Rada, oder?« Worauf meine Mutter schnell und verlegen »Ja, ja, natürlich« sagte, obwohl sie natürlich keine Ahnung hatte. Dann wandte sie sich schnell von ihr ab und rannte auf die Toilette, wo sie sich fast eine Viertelstunde lang einschließen musste, um sich zu beruhigen.

»Nein, Onkel Dima, nein«, stieß ich plötzlich wieder gequält in der Dunkelheit aus. »Nein, das ist meine Decke! Geh weg, geh in dein Gefängnis zurück, du böser Mörder ...«

Meine Mutter öffnete mühsam die Augen, sie atmete ein paarmal schwer ein und aus, und obwohl sie eigentlich aufstehen und nach mir sehen wollte, war sie viel zu benommen dafür. Ich habe, dachte sie,

Sjoma doch nur erlaubt, sich mit Natalia zu treffen, weil sie beide wegen morgen so aufgereggt sind – ja, er durfte nur deshalb mit dieser Schlange ins Café Slavia gehen, weil nach fast fünf Jahren sein Bruder und ihr Mann in Pankrác entlassen wird, der dumme, lächerliche Dima, der vielleicht doch nicht seinen eigenen Vater auf dem Gewissen hat, denn der wäre so oder so hingerichtet worden, so steht es jedenfalls in den amerikanischen Zeitungen, nein, wirklich nicht, dafür brauchten die Russen Dimas kleinen Verrat überhaupt nicht, und ich sollte das morgen unbedingt auch den Kindern erklären, damit sie lieb zu ihm sind ... Sie holte noch einmal tief Luft, stützte sich auf dem linken Arm ab, um vielleicht doch noch aufzustehen und nach mir zu sehen – und schlief wieder ein.

Auf der langen Fahrt in die Stadt redeten Mirek und meine Mutter kein Wort. Zuerst fuhren sie an den hohen, zerklüfteten Barrandov-Hügeln vorbei, die meine Mutter an riesige Zuckerwatte-Bäusche erinnerten. Danach kam kilometerweit nichts, dann tauchten plötzlich die wunderschönen, halb verfallenen Jugendstilvillen von Podolí links und rechts von der Straße auf, und dann waren sie plötzlich in der Stadt, und wann immer meine Mutter aus dem Fenster schaute, konnte sie zwischen den hohen, dunklen Mietshäusern die noch dunklere, fast schwarze, weiß gekräuselte Oberfläche der Moldau erkennen, die – wie mit ihnen um die Wette – in Richtung Innenstadt floss.

Sie fuhren die ganze Zeit gegen die große, kalte, untergehende Maisonne, die sich meist hinter den am Himmel vorbeirasenden Wolken versteckte, und wenn die Sonne dennoch ab und zu rauskam, wurde es draußen kaum heller. Bald begann es auch noch zu regnen, und Mirek musste die Scheibenwischer anmachen. Für Ende Mai war es viel zu kalt, durch das Seitenfenster, das Mirek wegen des Zigarettenrauchs heruntergedreht hatte, zog ein feuchter, kühler, fast schon herbstlicher Wind ins Auto, und obwohl meine Mutter während der ganzen Fahrt fror, sagte sie trotzdem kein Wort. Am liebsten, dachte sie, würde sie mit diesem gemeinen Erpresser nie wieder reden – oder wenigstens heute nicht mehr. Sie nickte fast unsichtbar, so als wolle sie diesen Gedanken vor sich selbst noch einmal bekräftigen, sie fuhr mit dem Zeigefinger ein paar Mal über das kalte Autofenster, und dann kam plötzlich die Erinnerung zurück.

Als mein Großvater im Frühjahr 1960 am Flughafen in Moskau mit ein paar hundert Dollar verhaftet wurde – von diesem Geld wollte er in Prag meinen Eltern zu meiner Geburt ein neues Auto kaufen –, hatte sie sich kurz fast gefreut. Ja, natürlich, hatte sie triumphierend gedacht und sich sofort dafür geschämt, so musste es enden. Ich habe ihnen das schon immer gesagt, aber Sjoma und Dima sagten, es könne nichts passieren, ihr Vater sei klug und geschickt, er habe sogar in den besonders gefährlichen Dreißigern an den Bolschewiken vorbei die Dinge gemacht, die man

machen musste, damit man nicht verhungerte und es fast so gut hatte wie sie, und jetzt haben ihn die Bolschewiken trotzdem erwischt – ausgerechnet als er nach Prag kommen wollte, um seinen neugeborenen Enkel zu sehen.

Aber das war noch nicht der letzte Akt der großen Tragödie gewesen. Drei Monate, nachdem ihr doch nicht so geschickter Schwiegervater verhaftet worden war, wurde im August 1960 sein Sohn Dima in Prag auf dem Flughafen festgenommen – auch er hatte Dollars dabei, mit denen er in Westdeutschland ein neues Leben beginnen wollte –, und noch mal drei Monate später erfuhren meine Mutter und mein Vater, dass man den Alten in Moskau hingerichtet hatte. Diesmal triumphierte sie gar nicht mehr, auch nicht ganz kurz. Sie hatte nur noch Angst, schreckliche Angst, dass sie und mein Vater bald auch verhaftet werden würden, und obwohl sie nie darüber redeten, war ihr klar, dass er wusste, was sie dachte: dass der feige, lächerliche Dima an diesem ganzen lebensgefährlichen Familiendrama schuld war. Ja, genau! Bestimmt hatte er, um sich zu retten, in Pankrác im Gefängnis der Staatssicherheit alles über die Familie verraten, über ihre Geschäfte, über ihre politischen Ansichten, über ihre Witze, über die beiden älteren Brüder Lev und Wladimir, die schon längst in den Westen geflohen waren, über ihre offene Liebe zu Israel und über die vielen Dollar- und Mark-Scheine, die ihr Schwiegervater auf seiner Datscha in Kunzewo immer hinter dem Küchenherd versteckte.

Und bestimmt, dachte sie, hatte Dima den StB-Leuten auch erzählt, dass sie selbst ein paar Mal dem Schwiegervater aus Prag nach Moskau Nylonstrümpfe mitgebracht hatte, die er dort gegen Rechenmaschinen, Rasierapparate und Parker-Füller tauschte, damit sie die wieder nach Prag mitnahm, wo mein Vater und Dima sie teuer verkauften.

»Wissen Sie, Rada«, sagte Mirek plötzlich, als sie an der großen Ampel beim Mánes anhalten mussten, »ich habe auch schon andere Zeiten erlebt. Ich habe noch bei Baťa gelernt, in Gottwaldow. Damals zählte nicht, wer man war, sondern nur, was man konnte. Ein bisschen wie im echten Sozialismus, verstehen Sie? Wissen Sie eigentlich, wie Gottwaldow früher hieß?«

»Zlín«, sagte meine Mutter, während sie wieder an den Artikel aus der Herald Tribune dachte.

»Ja, richtig«, sagte Mirek. »Genau.« Dann sagte er kurz nichts, die Ampel sprang auf Grün um, und er sagte erst wieder beim Anfahren: »Und, haben Sie es sich überlegt? Gehen wir noch ins Café Slavia?« Und als meine Mutter nicht antwortete, flüsterte er: »Keine Sorge, ich werde trotzdem niemandem etwas über Ihren bösen Schwiegervater verraten. Alte Schule, verstehen Sie? Ich lasse Sie in der Spálená raus, dort können Sie die Straßenbahn nach Vinohrady nehmen.«

Sie nickte.

Er nickte auch und sah sie von der Seite mit seinem grauen Auge an, während das andere, das grüne, an ihr vorbei in der Ferne herumirrte. »Seit Sie nicht

mehr dieses aufdringliche russische Parfum benutzen, Rada«, sagte er, »finde ich Sie noch anziehender.«

Nachts um drei wachte meine Mutter vom Klappern der Schreibmaschine im Arbeitszimmer auf. Im Spalt unter der Tür sah man Licht, doch das Klappern war leiser und kraftloser als sonst, und irgendwann verstummte es ganz. Dann blieb es lange still, das Licht im Türspalt erlosch, aber wenig später ging es wieder an. Danach ging es wieder aus, dann wieder an, und das wiederholte sich noch einige Male, bis sie meinen Vater laut stöhnen und auf Russisch fluchen hörte. Er schob – dieses Geräusch kannte sie seit Jahren – seinen Arbeitsstuhl auf dem müden, alten Parkett zurück, sie hörte seine schweren, kleinen Schritte, und schließlich ließ er sich auf seine schreckliche neue Couch fallen.

Sie hasste diese Couch. Sie fand sie unbequem und für Gäste viel zu schmal, und der angeblich so besondere schwedische Stoff, mit dem sie bezogen war, war rau und brannte fast ein bisschen auf der Haut, wenn man zu lange darauf saß. Trotzdem tat es ihr jetzt plötzlich leid, dass sie meinem Vater an dem Tag, als sie sie gekauft hatten, bei Tuzex eine solche Szene gemacht hatte. »Ich hab wirklich genug von dir«, hatte sie plötzlich laut zu ihm gesagt, als er schon zahlen wollte, und als er sie – nicht böse, nur überrascht – mit seinen übergroßen, braunen Augen ansah, die komischerweise nie ganz von seiner kleinen schwarzen Hornbrille verdeckt wurden, beschimpfte sie ihn

einfach weiter – vor den beiden Verkäuferinnen in ihren weißen Kitteln, vor den anderen Kunden. »Du machst immer nur, was du willst!«, schrie sie, während er die schönen blauweißen Tuzex-Bons auf dem Tresen abzählte. »Du kaufst Sachen, die ich nicht will, du sagst Sachen, die man nicht sagen darf, du bist viel zu grob und zu streng zu den Kindern. Was glaubst du, wer du bist? Dein Vater, der große Patriarch? Guck mal, was aus ihm geworden ist!« Danach gingen sie schweigend in die Kleiderabteilung, wo er für Dima ein paar neue Sachen kaufen wollte, unter anderem einen von diesen kleinen, lächerlichen Hüten, wie sie nur noch die Russen und die Amerikaner trugen, doch das konnte sie ihm wenigstens ausreden. Vielleicht hatte er aber auch nur Angst bekommen, dass sie weglaufen würde, denn damit hatte sie ihm natürlich auch noch gedroht.

Auf dem Weg nach Hause hatte sie sofort wieder angefangen, ihn anzuschreien. »Warum hast du mich überredet, aus Moskau wegzuziehen? Wieso sehe ich deinetwegen meine Eltern fast nie?«, sagte sie immer wieder. »Und warum habe ich Idiotin Ja gesagt? Weißt du, wie oft ich hier Migräne habe? In Moskau hatte ich nie Kopfschmerzen ...« Und weil er stumm blieb, sagte sie auf einmal leise und kühl: »Weißt du überhaupt, wie unglücklich ich in Prag bin? Weißt du, wie schwer mein Leben hier ist, mit dir, mit den Kindern, im Institut, wo die eine Hälfte der Leute mich als russische Besatzerin behandelt und die andere Hälfte sich

vor mir auf diese schmierige tschechische Art erniedrigt und verstellt?« Er antwortete immer noch nicht, aber dann blieb er einfach stehen – das war schon an der Ecke Laubova und Slavíkova –, er lächelte, so wie nur er lächeln konnte, er streichelte ihr zärtlich mit dem haarigen Rücken seiner Hand über die Wange, und sie wusste genau, was er dachte – dass sie überall unglücklich war und dass sie dafür nicht erst von einem Land in ein anderes umziehen musste.

Ja, wahrscheinlich stimmte das sogar, dachte meine Mutter jetzt, und nun war sie endgültig so wach, als wäre es mitten am Tag. Sie wartete und hoffte, dass sie gleich wieder einschlafen würde, aber es klappte nicht. Darum machte sie die kleine rote Lampe an, setzte sich im Bett auf und griff nach dem Kusmin-Tagebuch. Nachdem sie ein paar Zeilen gelesen hatte, machte sie es aber gleich wieder zu. Sie dachte, Kusmin hat recht, alle sind unglücklich, alle tragen eine unerträgliche Last, wenigstens das sollte mich ein bisschen glücklich machen, und außerdem sollte ich froh sein, dass ich nur manchmal dieses ganz kleine, versteckte Todesgefühl kriege, aber noch nie an echten, endgültigen, unumkehrbaren Selbstmord gedacht habe.

Sie legte das Buch auf den Nachttisch zurück, überlegte kurz, ob sie nicht wieder eine Tablette nehmen sollte, damit sie endlich einschlief und morgen keine Kopfschmerzen bekam – und dann sah sie uns in dem grauen, nächtlichen Licht des Wohnzimmers an. Der Kopf meiner Schwester war auf meine kleine

Schulter gerutscht, und wir hielten uns im Schlaf an den Händen. Ich lächelte und machte ein brummen- des Geräusch wie ein Auto oder ein Motorrad, und plötzlich sagte ich: »Danke, Frau Lehrerin ...« Dann lächelte ich wieder, und nun lächelte meine Mutter auch und löschte schnell das Licht.

Als meine Eltern im Herbst 1969 beschlossen hatten, mit uns für immer die Tschechoslowakei zu verlassen, ging das nicht mehr so leicht wie ein paar Monate vorher, als jeder, der nach dem Einmarsch der Russen emigrieren wollte, von den neuen Machthabern mehr oder weniger direkt dazu aufgefordert wurde.

Mein Vater brauchte für eine Auslandsreise die Erlaubnis vom Übersetzerverband, und die bekam er nur, weil er dem Verbandssekretär bei einem kurzen, kühlen Gespräch in dessen Büro am Wenzelsplatz einen Umschlag mit fünfhundert Dollar gegeben hatte, die er noch von unserem Großvater hatte.

Meine Mutter musste sich die Unterschrift ihres Vorgesetzten im Institut in Malá Chuchle holen – und das war inzwischen Ingenieur Scheinpflug.

Sie saßen, so wie früher, in seinem verrauchten Büro, sie tranken beide seinen starken, heißen Kaffee, sie rauchten seine stinkenden Spartas, und dann endlich legte sie ihm nervös das kleine, eng bedruckte Papier hin. Mirek Scheinpflug las den Urlaubsantrag meiner Mutter langsam und genau von der ersten bis zur letzten Zeile durch, so als hätte er noch nie

ein solches Formular gesehen, und hinterher sagte er: »Aber Sie kommen doch sowieso nicht mehr zurück, Rada, nicht wahr?« Sie schwieg, er schwieg auch, und plötzlich stand er auf und begann, mit dem Rücken zu ihr, seine hässlichen Topfblumen zu gießen. Danach setzte er sich wieder hin und unterschrieb. »Na gut«, sagte er und reichte ihr das Blatt. »Also gut ...« Und dann sagte er noch: »Wussten Sie, Rada, dass es in Westdeutschland immer noch Schuhe von Baťa gibt? Sie sollten Ihrem Mann unbedingt ein Paar kaufen, wenn Sie in Hamburg angekommen sind.«



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2018

© 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein
anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Walter Schönauer

Autorenfoto: © Wolfgang Stahr

Gesetzt aus der Adobe Garamond

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05086-8